Wieviel Geschichte braucht die Zukunft des Alpenraums?

Jon Mathieu
Historisches Seminar, Universität Luzern

How much History is Required for the Future of the Alps?
This article brings in a historical perspective to the question of futur-orientated research on the Alpine area, and focusses on three topics. The first one deals with interdiciplinary and project research: How does interdisciplinarity work in practice, apart from political talk? And what does it mean, if research necessarily takes on the form of limited projects? The second topic relates to the perception of future trends and prognoses. It is a historical fact, that utopian dreams almost never anticipate future scenarios but rather provide an alternative to the present situation. We should therefore increase our critical attention, when talking about scenarios in the decades ahead of us.
The third topic gives an overview of historical research on mountainous areas. For a long time, these areas were absent from academic endeavor of historians, since the latter were usually interested in national problems and traditions. In the last decades, however, historians created a new field of comparative mountain research. What are the merits, and what are the limitations, of this emerging field of historical studies?

Einleitung

„Wieviel Geschichte braucht die Zukunft des Alpenraums?“ - die Historiker und Historikerinnen werden es bemerkt haben: der Titel dieses Beitrags stammt von einem Buchtitel. Eric Hobsbawm hat vor ein paar Jahren eine Aufsatzsammlung veröffentlicht, deren deutsche Ausgabe den Titel trägt: „Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?“ Hier wollen wir etwas bescheidener sein und nicht nach der Zukunft schlechthin fragen, sondern nach derjenigen der Alpen und ihrer Bevölkerung. Damit soll eine historische Dimension in die Bemühung um den „Alpenraum im Jahr 2020“ eingebracht werden.

Im Einzelnen werden uns drei Punkte beschäftigen:
1. Interdisziplinäre Forschung, Projektforschung – also Fragen der Forschungsorganisation
2. Trendwahrnehmung und Zukunftsvoraussage – eine methodische Problematik
3. Komparative Geschichte von Berggebieten – ein sachlicher Beitrag.

alpine space - man & environment, vol. 1: Die Alpen im Jahr 2020
© 2006 *iup • innsbruck* university press, ISBN-10: 3-902571-01-2, ISBN-13: 978-3-902571-01-4

Mathieu.indd 109 30.01.2007 10:03:43

1. Interdisziplinäre Forschung, Projektforschung

Beginnen wir sofort mit Punkt 1, der im Abstract wie folgt umschrieben ist: Was heisst Interdisziplinarität im Alltag, jenseits der wissenschaftspolitischen Rhetorik? Und was bedeutet es, wenn sich Forschung notwendigerweise in Projekten abspielt? Das war nicht immer so. Zu diskutieren ist sicher die zeitliche Begrenztheit der Wissensproduktion, die beiden Aspekten der modernen „Zukunftsmaschine" eigen ist.

Bekanntlich hat sich die Wissenschaftspolitik seit einiger Zeit darauf geeinigt, dass Interdisziplinarität gut und wichtig sei, und zwar ganz allgemein, praktisch unabhängig vom konkreten Problem. Ein Beweggrund ist zweifellos der anti-institutionelle, zeitlich befristete Charakter von Interdisziplinarität. Damit meine ich die Tatsache, dass man interdisziplinäre Forschung nicht dauerhaft betreiben kann – sonst gerinnt sie zu einer neuen Disziplin. Wirklich interdisziplinär ist immer nur die jeweils neue Konstellation und Kooperation.

Diese Eigenschaft verbindet sie mit der Projektforschung, bei welcher der zeitlich befristete Charakter noch offensichtlicher ist. Das Projekt als Arbeitsform passt gut zur Flexibilitäts-Präferenz unserer Zeit, ja ist in einigen Kreisen zu einem eigentlichen Lebensstil geworden: man will keinen Beruf mehr, sondern eilt lieber von Projekt zu Projekt.

Da empfiehlt sich eine gewisse Distanz, die uns den Raum für eine konstruktiv-kritische Reflexion gibt. Man hat zum Beispiel in wissenschaftssoziologischen Untersuchungen zeigen können, dass sich die Projektform besser für angewandte Forschung eignet als für die freie Grundlagenforschung. Wenn wir nur noch befristete Investitionen tätigen und die Institutionen (das Dauerhafte also) vernachlässigen, laufen wir zweifellos Gefahr, die Wissenschaftskultur verarmen zu lassen.

Die Projekt-Präferenz ist nicht sehr alt. Vor 15 Jahren brachte es ein älterer deutscher Professor, der ganz irritiert war von dieser Entwicklung, bei einem Glas Wein folgendermaßen auf den Punkt: „Ich will keine Projekte mehr, ich will nur noch Postjekte!" (also keine leeren Versprechen, wie er meinte, sondern zuerst die Arbeit und erst dann die großen Worte). Zur gleichen Zeit führte dieser Wandel auch andernorts zu Irritationen: „Was ist eigentlich kein Projekt mehr?" frage zum Beispiel eine soziologische Studie von 1991.

Solche kritischen Überlegungen können dazu dienen, unseren Umgang mit der Projektforschung zu versachlichen. Wer kennt nicht die emotionale Dynamik, die in unserer Gesellschaft mit dieser Form verbunden ist und die man irgendwie neutralisieren und auffangen muss: Am Anfang ist alles super, die Begeisterung über das Projekt groß – gegen Schluss setzen sich die Leute dagegen nur allzu gerne ab, die Begeisterung gilt nämlich schon dem neuen Team und dem nächsten Vorhaben.

Mathieu.indd 110 30.01.2007 10:03:43

Einige andere Aspekte der interdisziplinären Praxis möchte ich noch kurz an einem Beispiel erörtern , das ich als Koordinator selber miterlebte und mitgestaltete. Im Rahmen eines Nationalen Forschungsprogramms über „Landschaften und Lebensräume der Alpen" hat sich das Istituto di Storia delle Alpi im Tessin in den letzten Jahren mit dem Wandel der Nachtlandschaften befasst. Mehr und mehr wird ja durch die zunehmende Beleuchtung verschiedenster Art der biblische Spruch „Fiat Lux – es werde Licht" zu einer allnächtlichen Realität.

Das Projekt trägt den Titel «Fiat Lux! The Making of Night Landscapes in the Alpine Area» und umfasst vier Disziplinen mit ihren je spezifischen Perspektiven und Methoden.

- Die Historiker des Projekts betrachten in einer Mikrostudie, wie sich die Nachtlandschaften in der Südschweiz seit ungefähr 1950 entwickelt haben.
- Die Soziologen untersuchen die gleiche Region, mit anderen Methoden: Sie haben mit mündlichen und schriftlichen Techniken erhoben, was die Bevölkerung gegenwärtig zum Wandel der Nacht sagt.
- Die dritte beteiligte Disziplin ist das «Remote Sensing», die Satelliten-Fernerkundung: Sie gibt uns Aufschlüsse, wie sich die Nachtlandschaften im ganzen Alpenraum und seiner Umgebung seit den 1970er Jahren entwickelt haben.
- Last not least ist mit Peter Zumthor ein bekannter Architekt an Bord, der die Projekt-Problematik zusammen mit seinen Leuten reflektiert und in einer Performance präsentiert hat.

Die Architekten haben im Laufe des Projekts immer klarer die Frage gestellt: Wieviel Licht braucht der Mensch – und wieviel Dunkelheit? Das ist natürlich eine Frage, die zugleich normativ und anwendungsorientiert ist. Eine solche Frage dürfen und können die anderen beteiligten Disziplinen nicht stellen. Es gehört zum Beispiel zu den Voraussetzungen des historischen Berufs, dass wir die Pluralität der Menschen in bestimmten Perioden betrachten und gerade nicht den Menschen schlechthin.

Schon dieses Beispiel zeigt, dass der Abstand zwischen den Disziplinen im wissenschaftlich-kulturellen Feld ganz verschieden ist: Geschichte und Soziologie sitzen gewissermassen am gleichen Tisch (sie können gut miteinander reden); die Satelliten-Fernerkundung ist als technische Disziplin schon eine Tischlänge weiter entfernt. Und die Architektur befindet sich in diesem Kontest definitiv an einem anderen Ort. Das schadet nichts – man kann trotzdem zusammenarbeiten. Man sollte nur nicht meinen, das wichtigste Resultat eines jeden Projekts müsse eine einheitliche Synthese sein (eine genaue Darstellung unterschiedlicher Perspektiven kann ebenso wertvoll sein). Und man muss sich bewusst sein, dass die Managements- und Animationsarbeit bei interdisziplinären Projekten in der Regel mit der Distanz zwischen den Disziplinen zunimmt.

Mathieu.indd 111 30.01.2007 10:03:43

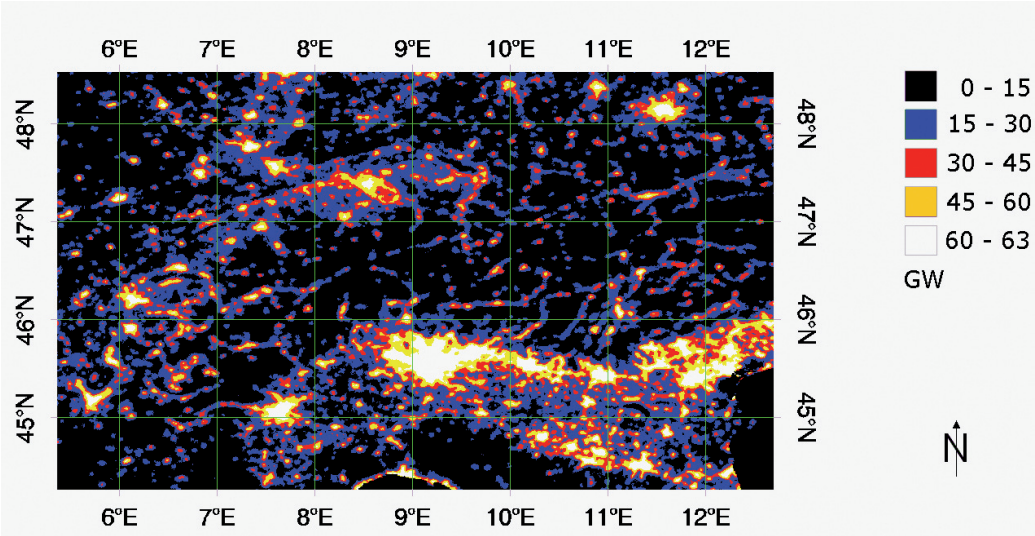

Abb. 1: Schwellwertansicht des Alpenraums 2000

Die Art der Verknüpfung zwischen den Disziplinen ist von besonderer Bedetutung für die Forschungspraxis, weshalb ich sie noch an einem Beispiel genauer ausführe. In Abb. 1 sehen wir eine Darstellung der Nachtbeleuchtung im Alpenraum und seiner Umgebung im Jahr 2000. Man erkennt überaus deutlich die Lombardei und den Veneto, wo man den Sternenhimmel heutzutage vor lauter Lichtimmission kaum mehr sehen kann. Auch Innsbruck und (deutlich schwächer) das Ötztal sind auf der Darstellung zu erkennen. Rekonstruktionen aus früheren Jahrzehnten zeigen, dass dieser Zustand wirklich rezent ist. Noch um 1990 hatten die Nächte ein anderes Antlitz, und erst recht in den 1970er Jahren. Das ist der frühste Zeitpunkt, an dem diese Methode anwendbar ist. Erst nachdem eine Mitarbeiterin nach Boulder, Colorado fuhr, um das betreffende amerikanische Satelliten-Archiv zu digitalisieren, konnten die Bilder im Vergleich mit den späteren Bildern aufgearbeitet werden.

Dies war eine genuin historische Arbeit; und gerade deshalb konnte das Remote Sensing in diesem konkreten Fall auch sachlich mit der Geschichtsforschung verknüpft werden. Beide Disziplinen arbeiteten zwar mit ganz verschiedenen Daten und Archiven, aber an ein und derselben Fragestellung: Wie intensiv war die Beleuchtung in verschiedenen Jahren und Regionen innerhalb des Untersuchungsgebiets? Das heißt auch, dass die beiden Disziplinen in diesem Punkt gleichsam von selbst – über ihr ureigenstes Interesse, über die wissenschaftliche Neugier – zusammengehalten wurden. Für den Zusammenhalt zwischen anderen Fragen und Partnern musste man dagegen wesentlich mehr Betreuungsarbeit von der Projektleitung her investieren.[1]

1 Schlusspublikation des Projekts: Peter Zumthor, Ivan Beer, Jon Mathieu et al., Wieviel Licht braucht der Mensch, um leben zu können, und wieviel Dunkelheit?/ Di quanta luce ha bisogno l'uomo per vivere e di quanta oscurità?, Zürich und Bologna: vdf-Hochschulverlag und Editrice Compositori, 2005.

Mathieu.indd 112 30.01.2007 10:03:44

2. Trendwahrnehmung und Zukunftsvoraussage

Soweit zum ersten Punkt – nun zum Themenkreis: Trendwahrnehmung und Zukunftsvoraussage. Es ist eine historisch nachweisbare Tatsache, dass Utopien/Visionen fast nie die jeweilige Zukunft vorwegnehmen; in der Regel formulieren sie vielmehr eine Alternative zur jeweiligen Gegenwart. Dies sollte uns zur Vorsicht anhalten, wenn wir uns etwa den Alpenraum im Jahre 2020 vorzustellen versuchen. Die Geschichte ist eine „Wissenschaft vom Menschen in der Zeit" (Marc Bloch), die Überprüfung von Trendaussagen gehört zu ihren Kerngeschäften.

Beim Titel dieser Veröffentlichung („Die Alpen im Jahr 2020") kommt einem Historiker die lange Tradition in den Sinn, auf welche die Gattung der Utopien in Europa zurückblicken kann. Den Namen hat die Gattung von einem klassischen Pionierwerk von Thomas Morus aus dem frühen 16. Jahrhundert. In diesem Werk beschreibt der Humanist und Lordkanzler Englands, der seine Prinzipientreue später mit dem Tod bezahlte, eine Idealgesellschaft auf der Insel Utopia. Er wählte bewusst eine zweideutige Bezeichnung: Ou-topos heisst nämlich griechisch: der Ort, den es nirgendwo gibt; Eu-topos heisst hingegen der beste Ort – die artifizielle Kurzform U-topos kann beides bedeuten.

Die Idealgesellschaft von Morus ist ein idealisiertes Gegenbild der europäischen Gesellschaft zu Beginn der Moderne und kann auch als mehr oder weniger boshafte Satire auf sie gelesen werden. Die Projektionsfläche ist hier (und in vielen nachfolgenden Werken) ein entlegener Ort. Eine ganz neue Variante brachte der aufklärerische Schriftsteller Louis-Sébastien Mercier ins Spiel, mit seiner Schrift „L'an 2440" – Das Jahr 2440. Der imaginierte Ort war jetzt nicht mehr örtlich entlegen, sondern zeitlich: er befand sich 670 Jahre voraus in der Zukunft.

In dieser Publikation wagen wir nur einen Ausblick von etwa 15 Jahren. Doch als Historiker ist man verpflichtet, im interdisziplinären Gespräch auf die Schwierigkeit von Trendaussagen hinzuweisen. Auf diese oder jene Weise basiert jede solche Aussage auf der Wahrnehmung von Geschichte und Gegenwart. Bei dieser Wahrnehmung kann man sich aus zahlreichen Gründen täuschen. Man kann zum Beispiel die eigene biografische Erfahrung mit einem historischen Trend verwechseln. Oder man kann seine eigenen Zukunftswünsche in eine historische Verlusterfahrung umdeuten. Einige Fälle sollen dies im Folgenden verdeutlichen.

So wird etwa die Jugend (seit es genauere schriftliche Aufzeichnungen gibt) von Generation zu Generation schlechter, das heißt unbotmäßiger, nur auf Ausschweifungen bedacht und nicht am Ernst des Lebens interessiert. Fast jede Generation gibt im Alter neu zu Protokoll, dass man früher braver gewesen sei. Zusammengezählt ergibt dies einen moralischen Niedergang von mehr als 500 Jahren. Da kann einem schon ein bisschen bange werden...

Mathieu.indd 113 30.01.2007 10:03:44

Bei anderen Trendbehauptungen dürfte nicht die Erfahrung des Älterwerdens eine Rolle spielen, sondern die Kombination eigener Wünsche mit allgemeinen Geschichtsvorstellungen. Nehmen wir die Idee von der ursprünglichen Heiligkeit der Berge. Sie besagt, dass diese Heiligkeit mit der Säkularisierung in der Moderne zurückgehe und heute der Wiederherstellung bedürfe. Die Idee wird nicht nur von einzelnen vertreten, sondern man trifft sie verbreitet an. Bei der UNO-Konferenz für Umwelt und Entwicklung 1992 in Rio de Janeiro diente sie sogar als Argument für die Aufnahme der Berge in ein Kapitel der Schlusserklärung.

Ihre Plausibilität speist sich unter anderem aus der diffusen Vorstellung, dass früher alles irgendwie fromm und heilig gewesen sei. Nun gab es in verschiedenen Kulturen tatsächlich einen alten religiösen Umgang mit den Bergen. In Europa sehe ich aber wenig Anzeichen dafür – die ersten christlichen Kreuze auf den Alpengipfeln wurden zum Beispiel gegen 1800 errichtet. Erst die damalige Zuwendung zur Natur, die moderne Naturverehrung, brachte in gewissem Ausmaß auch eine religiöse Verehrung. Anstatt mit einer Säkularisierung könnten wir es also gerade mit dem umgekehrten Trend einer Sakralisierung zu tun haben.[2]

Ein Grundproblem von Trend- und Zukunftsaussagen scheint auch in der Tatsache zu liegen, dass bestimmte Zeiten eine Gesamtvorstellung vom Gang der Welt haben, die einen nahezu verpflichtenden Charakter besitzt. Die Einzelfeststellungen müssen sich darin einfügen, um von den Zeitgenossen überhaupt als wahr empfunden zu werden.

Es ist zum Beispiel erstaunlich, wie pessimistisch die Zeit der Renaissance und des Barock war. Da entdeckt man im 15. bis 17. Jahrhundert neue Welten, schlägt neue religiöse Wege ein, macht große technische Fortschritte usw. – und doch scheinen viele Intellektuelle von einer depressiven Stimmung befallen zu sein. Belege für diese eigenartige emotional-intellektuelle Befindlichkeit muss man auch im Alpenraum nicht weit suchen.

Abb. 2 zeigt das Titelblatt eines Buches von 1610 mit dem Titel: „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes“. Der Autor ist der Stadtarzt von Hall in Tirol, der Gelehrte und mehrfache Doktor Hippolyt Guarinoni. Dass es hier um nichts Geringeres als den Niedergang der Menschheit geht, deutet nicht nur der saftige Titel an, auch die Abbildung des Titelblatts weist in diese Richtung. In der Mitte sieht man ein grässliches, vielköpfiges Ungeheuer. Es ist eben daran, wehrlose, nackte Menschen zu verschlingen: eine Person im Bad, offenbar beim Versuch zu überleben, zwei oder drei Leiber, verwundet und am Boden ausgestreckt.

Wenn man nun aber meint, die sieben Bücher der „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes“ enthielten lauter Greuel-Geschichten, täuscht man sich. Es geht hier um

2 Jon Mathieu, The Sacralization of Mountains in Europe During the Modern Age, in: Mountain Research and Development 26/4, 2006, S. 343-349.

Mathieu.indd 114 30.01.2007 10:03:44

Die Grewelder Verwüstung Menschlichen Geschlechts.

In sieben unterschiedliche Bücher und unmeidenliche Hauptstucken/ sampt einem lustigen Vortrab/ abgetheilt.

Neben vor: mit: und nachgehenden/ so wol Natürlichen/ als Christlich: und Politischen/ darwider streittbaren Mittlen.

Allen/ so wol Geist: als Weltlichen/ Gelehrt: und Ungelehrten/ hoch und nidern Stands Personen/ überaüß nutz und seh: notwendig/ wie auch gar kurtzweilig zu lesen.

Zu sondern Nutz/ Glück/ Heil/ Wolfahrt/ langen Gesondt/ Zeitlich: und ewigen Leben/ ganz Hochlöblicher Teutscher Nation/ newlich ist gestellt

Durch

Hippolytum Guarinonium, Art. & Med. Doctorem, deß Königlichen Stiffts Hall im Inthal/ und daselbst F. F. Durchl. Durchl. Ertzhertzoginen zu Oesterrich/ ꝛc. Steyr/ Cärnten/ ꝛc. Leib/ und gemainer Statt bestätten Physicum.

MATTHÆI XXIIII. Wann ir den Grewel der Verwüstung sehen werdet/ ꝛc.

Ingolstatt/

Mit Röm. Keys. Mayt. Freyheit/ Getruckt bey Andreas Angermayr/ im 1610. Jar.

Abb. 2: H. Guarinoni, Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes, 1610

Mathieu.indd 115 30.01.2007 10:03:44

barocke Belehrung im weiten Sinn, vorab in medizinischen Belangen, und um einen bunten Strauss anderer Themen. Das Werk enthält zum Beispiel eine faszinierende Beschreibung einer Bergbesteigung, die Guarinoni 1607 mit drei Freunden unternahm und die als erste ausführliche Schilderung einer Bergfahrt in Tirol gilt.

Die Wanderung führte zunächst zum Wattensee und zu den Königlichen Stiftalmen hinauf, wo die vier Freunde einen Teil des mitgebrachten Weins gegen Milch eintauschten und überaus guten Mutes waren: „... (und der Senn führete uns) *auff ein grossen und hohen Stock frisch Hew schlaffen / davon unter uns einer im Schlaff herab kuglete / und die andern mit dem Getöß auffgeweckt / also daß wir vor Gelächter nimmer schlaffen mochten / sonder umb zwey Uhr nach mitternacht widerumb bey schönem heytern Himmel und glantzenden Gstirn uns auffmachten / biß zu eusser ist des Thals zu der Clausen / sampt dem Tag reicheten / und als dann gegen Auffgang das Joch frölich und lustig / und theils lachend hinan stiegen...* „

Wenn ich die Dinge richtig deute, lag da eine allgemeine Idee von der Degeneration der Welt und der Menschen gewissermaßen in der Luft. Als Gelehrter war man fast verpflichtet, dieser Vorstellung in bestimmten Kontexten Rechung zu tragen. Das hinderte die Menschen aber nicht daran, das Leben in anderen Kontexten zu genießen und ab und zu lachend auf die Berge zu steigen!

Was heißt dies nun für unseren Blick in die Zukunft? Trendaussagen haben offenbar ihre methodischen Tücken, schon was die Geschichte und Gegenwart angeht, und erst recht für die Zukunft. Verbessern können wir sie mit einer kritischen Beobachtung unserer eigenen Obsessionen (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist). Worte, die immer wieder auftauchen und einen magischen Klang annehmen – Stimmungen, die zu gesellschaftlichen Stereotypen werden – kurz: alle Indikatoren für Ideologie können uns bei dieser Beobachtung helfen.

3. Komparative Geschichte von Berggebieten

Damit kommen wir zum letzten Punkt. Seit den 1970er Jahren haben sich Ansätze für eine Geschichtsforschung zum europäischen Alpenraum und zu Berggebieten überhaupt gebildet. Interessant sind sie, weil sie die nationalhistorischen Traditionen miteinander in Verbindung bringen und weil sie sich auch mit Gebieten befassen, die sich weitab von metropolitanen Wachstumszonen befinden. Was bringt diese neue, international vergleichende Gebirgsgeschichte, und wo liegen ihre Grenzen?

Beginnen wir mit einer Passage aus einem Werk, das zu Recht an die Anfänge einer wissenschaftlichen Tradition gestellt wird. Es handelt sich um Fernand Braudel: „Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.“, erste französische Auflage 1949. Das Werk umfasst 3 Bände und mehr als 1800 Seiten. Es wurde später unzählige Male aufgelegt

Mathieu.indd 116 30.01.2007 10:03:45

und in viele Sprachen übersetzt. Der Autor erhielt (wenn ich recht informiert bin) mehr als zwei Dutzend Ehrendoktorate von Universitäten auf der ganzen Welt.

In Bezug auf die Berge und die Geschichte der Berge ist das Buch überaus interessant. Man liest darin unter anderem folgenden Satz: „Gemeinhin bilden die Berge eine Welt abseits der Kulturen, abseits jener Werke, die in den Städten und im Flachland geschaffen werden. Ihre Geschichte besteht darin, keine zu haben..."

Die Berggeschichte existiert also in ihrer Nicht-Existenz – man zerbreche sich nicht den Kopf, was das genau zu bedeuten hat. Braudel tritt hier als *homme de lettre* auf und weniger als Wissenschaftler, der mit Wortspielen doch etwas vorsichtiger umgehen sollte. Interessant ist allerdings der Geschichtsbegriff, der dieser paradoxen Formel zugrunde liegt und der sehr traditionell ist: Die Kultur und Geschichte sind dort zuhause, wo auch die politische und wirtschaftliche Macht daheim ist, nämlich in den Zentren des flachen Landes.

Trotzdem hat dieses Buch gerade auch die Geschichtsforschung zu den Bergen beflügelt. Das hängt einmal damit zusammen, dass das erste Kapitel den Gebirgssystemen rund um das Mittelmeer gewidmet war, und fast manifestartig daherkam: *D'abords la montagne*, lautete die Überschrift: Zuerst die Berge. Wichtig war auch die Tatsache, dass die Umwelt und das geographische Milieu derart prominent in Erscheinung traten, und dass das Buch durchwegs international angelegt war.

Dies entsprach dem Empfinden der 1960er und 1970er Jahre, als Braudel seinen wirklichen Durchbruch erzielte. Damals begann sich allmählich auch eine gesamtalpine Geschichtsforschung zu formieren, ablesbar zunächst an Kongressen und Publikationen, später dann auch an der Gründung einer wissenschaftlicher Gesellschaft.

Es handelt sich um die „Internationale Gesellschaft für historische Alpenforschung", die wir vor zehn Jahren, zusammen mit Kollegen aus allen Alpenländern, aus der Taufe gehoben haben. Die beiden österreichischen Gründungs- und Vorstandsmitglieder kommen aus Innsbruck: Franz Mathis und Brigitte Mazohl-Wallnig. Die Gesellschaft publiziert eine dreisprachige Jahreszeitschrift, die jetzt in mehr als zehn Bänden vorliegt: Eine der letzte Nummern widmet sich schwerpunktmässig der historischen Region Innerösterreichs.[3]

Für Naturwissenschafter ist es wohl schwer verständlich, dass sich dieses gesamtalpine Interesse so spät entwickelte. Sie sollten dabei an den Ausgangspunkt der Geschichtsschreibung denken: die professionalisierte, akademische Geschichtsschreibung war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts vornehmlich eine nationale Selbstvergewisserung – und zwar in allen Ländern. Daher ist es auch besonders interessant, wenn verschiedene dieser nationalhistorischen Traditionen verglichen und via Berge miteinander in eine Interaktion gebracht werden.

3 Im Innern Österreichs (Geschichte der Alpen 10), Zürich: Chronos, 2005.

Mathieu.indd 117 30.01.2007 10:03:45

In diesem Prozess verändert sich die Vorstellung von der Nation wie auch von Bergen. Die Kombination von Nation und Bergen brachte jenes verbreitete Syndrom hervor, das man in Anlehnung an einen Buchtitel als „Les Alpes à moi"-Syndrom bezeichnen könnte: Die Idee, dass „Die Alpen speziell für mich" da sind, und überall so aussehen wie in den drei Tälern meiner Umgebung.

In der Schweiz hatten wir zum Beispiel lange das Gefühl, alle Berge des Alpenraums müssten so aussehen wie der Berg auf Abb. 3. Sie zeigt das Matterhorn in einer klassischen Darstellung von Edward Whymper, seinem Erstbesteiger.

Diese Fixierung beruhte natürlich auf historisch-gesellschaftlichen Imaginationen. Man versteht sie erst, wenn man sie mit anderen, anderswo entstandenen Vorstellungen konfrontiert. Zur Illustration möchte ich ein Projekt erwähnen, das von 2001 bis 2005 am Istituto di Storia delle Alpi durchgeführt wurde: Die Forschungsarbeit lief unter dem Titel „Die Eliten und die Berge" und befasste sich mit dem Alpendiskurs seit der Renaissance, und unter mehreren Gesichtspunkten. Einer davon ist der regionale: Wir gingen davon aus, dass sich der Alpendiskurs nicht überall nach dem gleichen Muster und Verlaufsmodell abspielte, wie die Literatur oft suggeriert. Da dieser Diskurs auch ein Reflex der Befindlichkeit in den verschiedenen Ländern war, können wir größere Unterschiede erwarten, als man gerne meint.[4]

Besonders interessant ist die Beziehung Schweiz-Österreich: In der Aufklärung war die Schweiz das klassisches Alpenland. Wenn man in Deutschland oder Frankreich von den Alpen sprach, dann meinte man die Gegend zwischen dem Berner Oberland und Chamonix. Österreich hatte damals, kulturell gesehen, wenige oder keine Berge. Heute wird Österreich hingegen als sehr alpines Land wahrgenommen, ja vielleicht ist es sogar das alpinste aller Länder und beherbergt nicht ganz zufällig den Hauptsitz der Alpenkonvention.[5] So viel zur alpinen Wahrnehmungsgeschichte. Wichtig scheint nun, dass Historiker auch ab und zu über den Alpenraum hinausschauen, um etwas von anderen Gebirgen der Welt zu lernen, wie das Geografen schon lange tun. Wir haben vor ein paar Jahren an einer internationalen Konferenz in Buenos Aires ein solches Experiment gemacht und später veröffentlicht. Der Titel der Session hieß: *The Mountains in Urban Development*. Gefragt wurde nach der historischen Städtebildung in den Anden, im Himalaya, in den Pyrenäen und in den Alpen.[6]

4 Schlusspublikation des Projekts: Jon Mathieu, Simona Boscani Leoni (Hrg.), Die Alpen! Zur europäischen Wahrnehmungsgeschichte seit der Renaissance / Les Alpes! Pour une histoire de la perception européenne depuis la Renaissance, Bern u. a.: Peter Lang, 2005.

5 Näher ausgeführt in Jon Mathieu, Zwei Staaten, ein Gebirge: schweizerische und österreichische Alpenperzeption im Vergleich (18.-20. Jahrhundert), in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15/2 (2004), S. 91-105.

6 Publikation der Ergebnisse in: Anden – Himalaja – Alpen (Geschichte der Alpen 8), Zürich: Chronos, 2003.

Mathieu.indd 118 30.01.2007 10:03:45

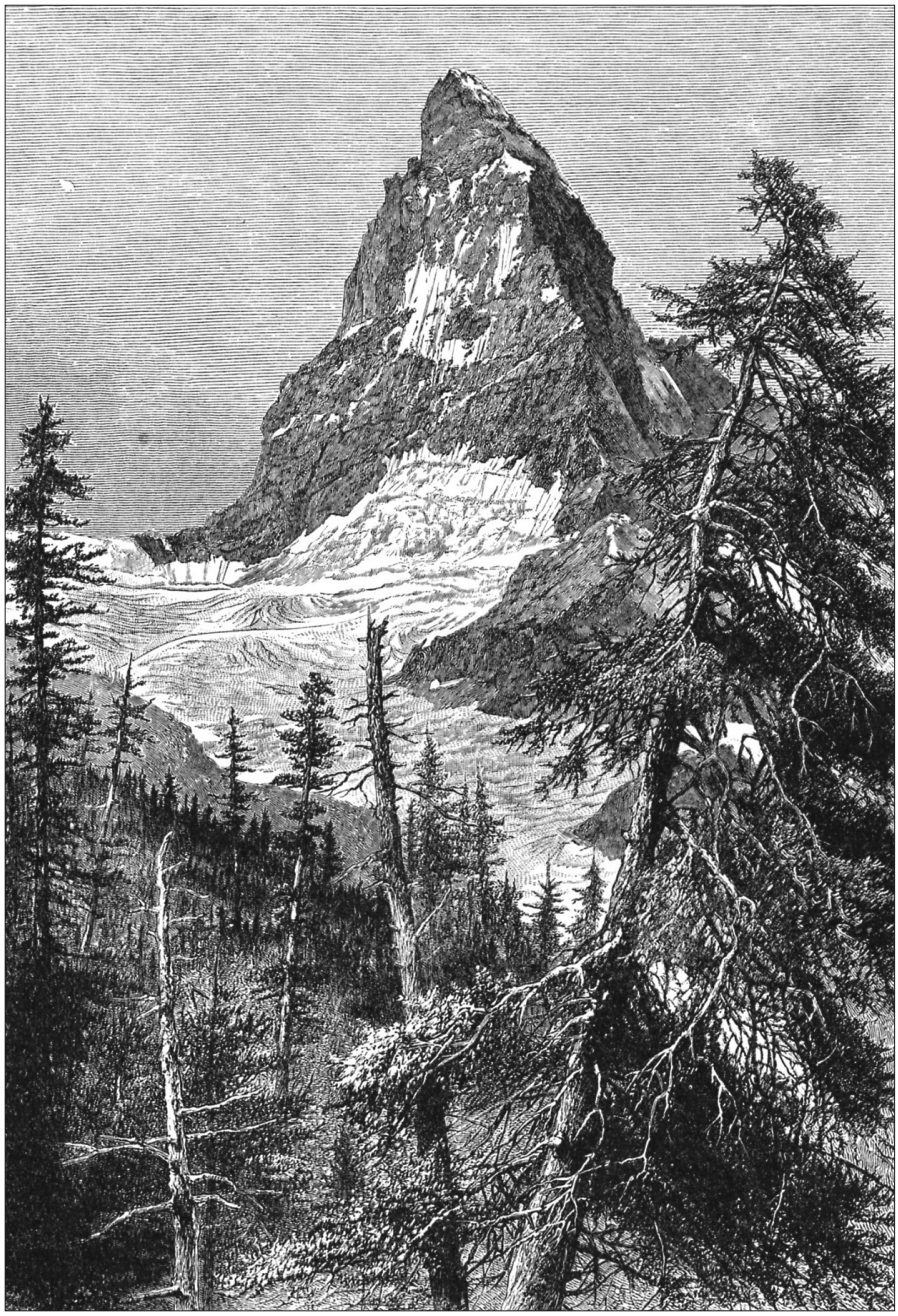

Abb. 3: Das Matterhorn in einer Darstellung von Edward Whymper 1880

Mathieu.indd 119 30.01.2007 10:03:45

Die erstaunlichste Erfahrung dieser Kollektivstudie war die ungleiche Urbanisierung. Wenn wir eine aktuelle Städtekarte von Lateinamerika betrachten, sehen wir viele große Zentren im Osten des Kontinents (Brasilien, Argentinien), aber auch eine bemerkenswerte Anzahl von Zentren in den Bergregionen der Anden. Historisch verhielt es sich so, dass die klar überwiegende Zahl der frühen Städte im Hochland entstanden und nicht im Tiefland. Um 1600 gab es auf dem Kontinent wahrscheinlich sieben Städte von 20.000 Einwohnern und mehr. Alle befanden sich in den heutigen Andenländern.

Daher treffen wir hier in der Frühzeit auch auf die interessante Konstellation, dass die „Barbaren" früher einmal nicht in den Bergen zuhause waren, sondern in der Ebene. Unsere lateinamerikanischen Kollegen teilen uns jedenfalls mit, dass die Inka-Herrscher in der hochgelegenen Großstadt Cusco die Tiefland-Indianer als „Wilde" zu bezeichnen und beschimpfen pflegten. Das Diktum von Braudel müsste hier umgekehrt werden: Hier war die Ebene eine Welt abseits jener Werke, die in den Städten und im Hochland geschaffen wurden.

Wie sinnvoll sind so weitreichende historische Vergleiche in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht?

Die Grenzen internationaler Forschungsrichtung treten besonders klar hervor, wenn wir der Geschichtsschreibung eine identitätsstiftende Funktion zuschreiben und mit dem historischen Fach bewusst Identitätspolitik betreiben wollen. Ich glaube nicht, dass die Formel "Berge aller Länder vereinigt euch" sehr erfolgreich sein wird. Man kann zwar versuchen, ein alpenweites Bewusstsein zu fördern, aber in der Konkurrenz zu den wichtigen Formen des Zugehörigkeitsgefühls, beispielsweise zur Tiroler Identität, hat dieses Bewusstsein wenige Chancen.

Mathieu.indd 120 30.01.2007 10:03:45

Andererseits ist mir klar, wie delikat Trendaussagen sind, und wie schwierig es ist, den Zustand des Alpenraums im Jahr 2020 abzuschätzen. Daher möchte ich auf einem anderen Ton schliessen: Bei einem kürzlichen Aufenthalt in Kolumbien ist mir aufgefallen, wie viele Joghurts und andere Milchprodukte in den Supermärkten von Bogotá die Marke „Alpina" tragen. Abbildung 4 zeigt das Logo der Marke: Im Vordergrund die Cerros de Bogotá, die Gebirgskette, an die sich die Riesenstadt anlehnt, mit dem charakteristischen Einschnitt in der Mitte – im Hintergrund ragt dagegen ein Berg hervor, dessen Umrisse uns bekannt vorkommen: das Matterhorn. Dieses Logo steht stellvertretend dafür, dass viele Kombinationen von Berggeschichten möglich sind und dass wir über ihre Entwicklungschancen so guten Mutes sein können wie Hippolyt Guarinoni mit seinen Freunden auf der Tiroler Bergfahrt vor vierhundert Jahren.

Abb. 4: Logo der Marke „Alpina" in Kolumbien

Mathieu.indd 121 30.01.2007 10:03:45